

dot
books

ROLAND
MUELLER



Der Clan des
Greifen

Staffel 2 ✦ Dritter Roman

hatte. Dann stellte er fest, dass es sich tatsächlich um einen der Knappen handelte, die sich zurzeit auf der Burg aufhielten, um ihre Ausbildung zum Ritter zu beginnen. Ewald hier war es gewesen, den er ja selbst ausgeschickt hatte, um nach dem Tross des Königs von Böhmen zu sehen. Er ließ das Haar des Jungen los. Der spuckte noch mehr Wasser. Urs trat zurück und schulterte heftig atmend die Schwertklinge. Er war nass bis zur Hüfte.

»Was, zum Teufel, treibst du da eigentlich, Urs von Weil?«

Der Baron blickte überrascht auf. Am Ufer saß Wittek hoch zu Ross. Was Urs ausgesprochen erleichterte. Neben seinem Freund und Vertrauten tauchte nun auch der zweite Knappe, auf einem Pferd sitzend, auf.

»Seid begrüßt, edler Herr Baron.«

»Du auch, mein Sohn. Du auch.«

Urs strich sich übers Kinn. Der Knappe betrachtete verwundert den Jungen im Wasser und anschließend seinen nassen Herrn, das Schwert geschultert, das reiterlose Pferd. Dann lachte er. Urs tat der Bursche im Wasser auf einmal leid.

»Komm auf«, sagte er und half der klatschnassen Gestalt auf die Beine.

Ewald nickte dankend und watete dann, schnaufend und noch immer hustend, ans Ufer zurück. Sein Gefährte empfing ihn mit schadenfrohem Gelächter.

»Genug jetzt«, fuhr Wittek ihn an.

Dann beugte er sich aus dem Sattel ein wenig zu dem tropfnassen Ewald herab.

»Und du hast für deine Dämlichkeit ja gerade deine Lektion erhalten. Und dabei noch Glück gehabt. Ein anderer als unser Herr hätte dir einfach den Hals durchgeschnitten. Das lass dir eine Lehre sein!«

Der Junge senkte den Kopf. Er ahnte in dem Moment bereits, dass dieses Erlebnis für viel Gesprächsstoff auf der Burg sorgen dürfte. Die beiden Knappen verschwanden samt ihren Pferden im dichten Grün des Ufers.

Urs watete ans Ufer zurück. Das Schwert noch immer geschultert, betrachteten sich die beiden Freunde, als hätten sie sich lange nicht mehr gesehen.

»Wir haben nach dir gesucht, Urs«, sagte Wittek. »Ist alles recht bei dir?«

»Ja, Wittek, ja.«

Hinter ihnen aus dem Wald ertönte brüllendes Gelächter. Bestimmt hatte der eine Knappe Ewalds Malheur den übrigen Waffenknechten geschildert.

Wittek lächelte. »Und wie lauten deine Befehle?«

»Heim, Wittek. Wir reiten heim.«

»Und der König?«

»Hat zu tun. Wir sehen ihn ein andermal.«

Wittek nickte. »Also nach Hause, ja?«

»Ja, ganz recht. Nach Hause.«

Wittek lächelte. »Du weißt hoffentlich, dass mich das mindestens so sehr freut wie dich.«

Er wendete langsam sein Pferd.

»Wittek ...«

»Mein Freund?«

»Ist sie noch da ... ich meine, wartet sie noch ...?«

»Aber Urs, was hast du denn gedacht? Natürlich wartet sie. Auf dich, ja.«

Wittek lächelte ihn an.

»Auf wen denn sonst?«

Urs antwortete nichts. Da schnalzte Wittek leise mit der Zunge und ließ das Pferd, sicher wissend, dass sein Herr ihm kurz darauf folgen würde, durch das dichte Holz zurückgehen.

Im Nu waren alle im Lager auf den Beinen.

Wilhelm hatte sein Schwert gezogen und sich schützend vor Eleonore gestellt.

»Jan, Melchior, Kerner, zu mir!«, rief er halblaut.

Die drei Knechte waren sofort bei ihnen und bauten sich schützend um sie auf. Den Gesichtern nach war es den Waffenknechten auch nicht ganz geheuer.

»Ihr bringt unsere liebe Frau zurück in ihr Zelt. Dort bleibt ihr. Wer immer ihr zu nahe kommt, den tötet ihr auf der Stelle, verstanden?«

»Verstanden, Herr Wilhelm.«

»Dann los!«

Eleonore schürzte ihr Kleid und hastete, beschirmt von den Kriegsknechten, zurück zu ihrem Zelt. Kaum war sie darin verschwunden, stellten sich die Männer ringsum auf, die

langen Spieße und Hellebarden kampfbereit in die Dunkelheit gerichtet.

Aus dem Wald ertönte nun schrecklicher Lärm. Ein wildes Geheul gemarterter Stimmen, das klang, als hätten sich die Pforten der Hölle geöffnet. Fackelschein huschte durch den Wald. Mehr war nicht zu sehen. Nur das schauerhafte Geheul hielt an, das die Pferde wie auch die Maultiere vor Angst fast wahnsinnig werden ließ.

»Herr Wilhelm ...!«

Der Ritter eilte zu dem Rufer. Nicht weit von den Pferden fanden sie den verschollenen Posten auf dem Boden. Ohne Bewusstsein.

»Macht Licht!«, befahl Wilhelm.

Ein Knecht kam heran, eine brennende Fackel in der Hand.

»Sonst kein weiteres Licht!«, befahl Wilhelm hastig. »Denkt dran, ihr seid sonst ein leichtes Ziel.«

Die Männer verstanden. Wilhelms rechte Hand, der Bogenhannes, kniete neben ihm nieder und tastete nach dem Kopf des bewusstlosen Postens.

»Da ist ein wenig Blut, Herr. Aber es scheint nicht so schlimm zu sein. Er atmet noch. Ich fühl es deutlich.«

»Scheint, als hätte ihm jemand was über den Schädel gegeben.«

Plötzlich verstummte das Geschrei, und ein leises vielstimmiges Fauchen setzte ein, das sich anhörte, als ob sich ein Rudel Wildkatzen dem Lager näherte. Dazu erklang das typische Geräusch von hölzernen Schnarren und blechernen Schellen. Wilhelm verstand allmählich. Jemand wollte ihnen einen gehörigen Schrecken einjagen. Beinahe war es ja zum Lachen, denn gelungen war den Unbekannten dies auf jeden Fall.

»Hannes ...«

»Herr?«

»Komm mit!«

Sie ließen den bewusstlosen Posten auf dem Boden liegen und hasteten zum Feuer zurück. Unweit davon hatten die anderen Waffenknechte ihr Gepäck und ihre Reisevorräte aufgeschichtet. Zwei Männer kauerten dahinter verborgen, ihre Spieße und Hellebarden griffbereit, und versuchten in der Dunkelheit etwas zu erkennen.

»Nimm deinen Bogen, Hannes!«, befahl Wilhelm.

Er sah, dass der Mann auf einmal wissend grinste. Schließlich trug der Bogenhannes seinen Namen, weil er als geschicktester Bogenschütze weit und breit galt. Auf etlichen Turnieren hatte er schon ein paar hübsche Preisgelder für seine Lehnsherrin gewonnen, und Eleonore

hatte ihn als Anerkennung zum Jagdaufseher ernannt. Der besondere Respekt vor Herrn Wilhelm machte ihn dazu zu dessen rechter Hand. Hannes stellte sich in Positur, hob einen Pfeil an die Sehne des mannshohen Bogens und spannte an.

»Auf das erste Licht, das du siehst«, raunte ihm Wilhelm zu.

»Jawohl, Herr.«

Wie aufs Stichwort loderte ziemlich nahe an ihrem Wachfeuer eine Fackel im Wald auf. Man konnte tatsächlich die Umrisse eines Wesens erkennen, das als Ausgeburt der Hölle gelten konnte. Zumindest aus dieser Entfernung und bei dem schwachen Licht. Hannes zögerte nicht lange und schoss. Der Pfeil surrte auf den Fackelschein zu, und ein Schmerzensschrei ertönte. Eleonore hatte sich in ihrem Zelt neben dem Feldbett auf die Erde niedergekniet und tat das, was die meisten Menschen in diesen Zeiten in so einer unheimlichen Stunde getan hätten: Sie betete. Doch als sie den sehr menschlichen Schmerzensschrei hörte, erhob sie sich. Sie griff nach ihrem Messer, das sie auf Reisen immer bei sich trug, und stürzte aus dem Zelt. Einer der Posten fuhr herum.

»Bleibt drinnen, liebe Frau. Im Wald ist alles voll Gespenster.«

»Unsinn. Das sind irgendwelche Lumpen, die uns erschrecken wollen.«

Eleonore stürzte an dem Mann vorbei, und er und die übrigen Waffenknechte folgten ihr eilig. Sie hastete zu Wilhelm, der seine Männer, bereit für einen Angriff, in einer Linie zum Wald Aufstellung beziehen ließ. Als er Eleonore sah, griff er nach seinem Kampfschild, hob ihn an und lief zu ihr. Schützend hielt er ihn über sie.

»Ihr seid unvorsichtig, edle Frau«, zischte er.

»Jemand will uns erschrecken«, sagte sie verächtlich.

»Ja, ich weiß. Trotzdem ...«

»Das lasse ich nicht zu, verstanden? Ich lasse mir so einen Mummenschanz nicht bieten! Nicht auf dem Land meiner Familie!«

»Liebe Frau ...«, begann Wilhelm erneut.

»Nein, lasst mich etwas sagen. Gleich hier. Die sollen mich ruhig hören.«

Wilhelm schwitzte vor Angst. Er wusste ganz genau, dass es ihm schlecht ergehen würde, wenn der Gräfin etwas geschehen sollte. Jawohl, ging es ihm durch den Kopf, dann werden sie mich finden und zur Rechenschaft ziehen. Warum ich die Gräfin nicht beschützen konnte. Das werden sie fragen. Ihre Kinder. Und Hagen natürlich. Ja, ganz besonders Hagen!

Eleonore holte tief Luft und richtete sich zu voller Größe auf.

»Hört her, wer immer dort im Wald steckt! Ich bin Eleonore von Greifenberg. Die Herrin dieses Landes. Ich werde etwas sagen, und ihr hört mir zu!«

Auf einmal war es ruhig. Die einzelnen schemenhaften Lichter im Wald waren verschwunden, und es war wieder stockdunkel.

»Wer immer ein Wort an mich richten will, der tut es. Aber bei Licht und am helllichten Tag. Und nicht wie hier, wie eine Bande von Strolchen. Ich habe immer ein Ohr für eure Nöte. Das wisst ihr. Deshalb ist euer Benehmen dumm und unnötig.«

Nach dieser Rede blieb es still. Die Waffenknechte hatten längst ihre Armbrust gespannt. Wilhelms Arm schmerzte von der Anstrengung, und er ließ den schweren Schild ein wenig sinken.

»Jan! Melchior!«, zischte er.

»Herr?«

»Auf, seht nach, ob ihr etwas entdecken könnt!«

»Sehr wohl, Herr Wilhelm.«

Die beiden Männer packten ihre Waffen fester und verschwanden in der Dunkelheit. Schritt für Schritt wich Herr Wilhelm zurück, den Schild immer vor Eleonore haltend, die ebenfalls langsam zurücktrat.

»Kerner ...«

»Herr?«

»Du bleibst bei unserer lieben Frau.«

»Jawohl Herr.«

Eleonore wandte sich um. »Was habt Ihr vor, Wilhelm?«

»Ich will mit ein paar Leuten in den Wald«, raunte er ihr zu.

»Das unterlasst besser. Ihr wisst selbst, hinter jedem Baum kann irgendein Strolch hocken und Euch ein paar über den Schädel geben.«

»Aber Gräfin ...«

Plötzlich flammte ein Licht vor ihnen auf, keine zwanzig Schritte entfernt. Wilhelm ging blitzschnell in die Knie, und Eleonore folgte seinem Beispiel. Vorsichtig blickten sie über den Rand des Schilds hinweg. Das Licht stammte von einer Fackel und wurde größer und größer, bis es zwischen den Bäumen mannshoch aufloderte. Eleonore sah ihr Pferd und Wilhelms Hengst, wie sie, panisch vor dem Feuer und angstvoll wiehernd, an den Zügeln zerrten. Da war Eleonore nicht mehr zu halten. Sie hastete zu den Pferden unter dem Baum